

Ansprachen von Papst Benedikt XVI.

Ausgabe 63 14.06.2008

Inhalt

- Neuer Frühling für das Rosenkranzgebet: Ansprache Benedikts XVI. in Santa Maria Maggiore - 03.05.08
- „Damit das Lächeln des Lebens auf den Lippen aller Kinder und ihrer Mütter triumphiere“ - 12.05.08
- Sich versammeln, gemeinsam gehen und anbeten: Benedikt XVI. erklärt Fronleichnam - 22.05.08
- Gute Bildung und tiefer Glaube, Voraussetzungen für den Dialog mit anderen Religionen - 07.06.08
- Auf dem Weg zu einem neuen Humanismus: Benedikt XVI. fordert Stärkung des Philosophie-Studiums - 07.06.
- „Christus ist der Arzt“: Benedikt XVI. betrachtet die Berufung des Matthäus - 08.06.08
- Benedikt XVI. eröffnet den Kirchenkongress der Diözese Rom - 09.06.08
- Der heilige Kolumban und die christlichen Wurzeln Europas - Generalaudienz a, 11.06.08

Neuer Frühling für das Rosenkranzgebet: Ansprache
Benedikts XVI. in Santa Maria Maggiore
„Durch Maria wird das Herz auf das Geheimnis Christi
ausgerichtet“

ROM, 3. Mai 2008 - Liebe Brüder und Schwestern!

Am Ende dieses Mariengebets möchte ich euch alle sehr herzlich grüßen und euch für eure Teilnahme danken. Ich grüße insbesondere Herrn Kardinal Bernard Francis Law, Erzpriester dieser wunderschönen Basilika »Santa Maria Maggiore«. Sie ist in Rom die Marienkirche schlechthin, in der die Bevölkerung der Stadt mit großer Liebe die Ikone von Maria »Salus Populi Romani« verehrt. Gern habe ich die an mich ergangene Einladung angenommen, am ersten Samstag im Mai das Rosenkranzgebet zu leiten gemäß der schönen Tradition, die ich seit meiner Kindheit pflege. In der Erfahrung meiner Generation lassen die Maiabende schöne Erinnerungen aufkommen, die mit den abendlichen Andachten verbunden sind, in denen Unsere Liebe Frau verehrt wird. Wie sollte man jemals das Rosenkranzgebet in der Pfarrei, in den Höfen der Häuser oder in den Stadtvierteln vergessen?

Heute bekräftigen wir gemeinsam, daß das Rosenkranzgebet keine Frömmigkeitsübung ist, die der Vergangenheit angehört, als sei es ein Gebet aus anderen Zeiten, an das man mit Nostalgie zurückdenkt. Vielmehr erfährt der Rosenkranz gleichsam einen neuen Frühling. Das ist zweifellos eines der beredtesten Zeichen der Liebe, die die jungen Generationen Jesus und seiner Mutter Maria entgegenbringen. In der heutigen Welt, in der soviel Zerstreuung herrscht, hilft dieses Gebet, Christus in den Mittelpunkt zu stellen, so wie es die Jungfrau Maria tat, die all das, was über ihren Sohn gesagt wurde, und auch das, was er tat und sagte, in ihrem Herzen bedachte. Wenn man den Rosenkranz betet, durchlebt man noch einmal die wichtigen und bedeutsamen Augenblicke der Heilsgeschichte; man durchläuft die verschiedenen Etappen der Sendung Christi. Durch Maria wird das Herz auf das Geheimnis Christi ausgerichtet. Christus wird in den Mittelpunkt unseres Lebens, unserer Zeit und unserer Städte gestellt durch die Betrachtung seiner freudreichen, lichtreichen, schmerzhaften und glorreichen heiligen Geheimnisse und durch das Nachdenken über sie. Maria möge uns helfen, die Gnade in uns aufzunehmen, die aus diesen Geheimnissen ausströmt, auf daß sie durch uns die Gesellschaft »tränken« kann, angefangen bei den Alltagsbeziehungen, und sie reinigt von so vielen negativen Kräften, indem sie sie für die Neuheit Gottes öffnet. Wenn

der Rosenkranz richtig gebetet wird – nicht mechanisch und oberflächlich, sondern mit tiefem Glauben –, dann bringt er in der Tat Frieden und Versöhnung. Er trägt in sich die heilende Macht des heiligsten Namens Jesu, der mit Glauben und Liebe in der Mitte jedes »Gegrüßet seist du Maria« angerufen wird.

Liebe Brüder und Schwestern, wir wollen Gott danken, der uns gewährt hat, am heutigen Abend eine so schöne Stunde der Gnade zu erleben. An den kommenden Abenden dieses Marienmonats wollen wir uns, auch wenn wir fern sind voneinander, einander dennoch nahe und im Gebet vereint sein. Bleiben wir besonders an diesen Tagen, in denen wir uns auf das Hochfest Pfingsten vorbereiten, mit Maria vereint und bitten wir für die Kirche um eine neue Ausgießung des Heiligen Geistes. Möge die allerseligste Jungfrau Maria wie an den Ursprüngen den Gläubigen jeder christlichen Gemeinschaft helfen, ein Herz und eine Seele zu sein. Ich vertraue euch die dringlichsten Anliegen meines Dienstantes an, die Bedürfnisse der Kirche, die großen Probleme der Menschheit: den Frieden in der Welt, die Einheit der Christen, den Dialog zwischen allen Kulturen. Und im Hinblick auf Rom und Italien lade ich euch ein, für die pastoralen Ziele der Diözese zu beten und für die solidarische Entwicklung dieses geliebten Landes. Dem neuen Bürgermeister von Rom, Herrn Abgeordneten Gianni Alemanno, der, wie ich sehe, hier anwesend ist, wünsche ich einen fruchtbringenden Dienst für das Wohl der ganzen Stadtgemeinschaft. Euch allen, die ihr hier versammelt seid, und jenen, die über Radio und Fernsehen mit uns verbunden sind, insbesondere den Kranken, erteile ich von Herzen den Apostolischen Segen.

* * *

**„Damit das Lächeln des Lebens auf den Lippen aller
Kinder und ihrer Mütter triumphiere“**

Benedikt XVI. bestärkt Lebensschützer in ihrem „Einsatz
der Liebe und Verteidigung des menschlichen Lebens“

ROM, 12. Mai 2008 - Liebe Brüder und Schwestern!

Mit großer Freude empfangen ich euch heute und begrüße einen jeden von euch ganz herzlich. An erster Stelle grüße ich den Bischof von Piazza Armerina, Michele Pennisi, und die anwesenden Priester. Einen besonderen Gruß richte ich an den Präsidenten der »Bewegung für das Leben«, den Herrn Abgeordneten Carlo Casini, und danke ihm aufrichtig für die freundlichen Worte, die er in eurem Namen an mich gerichtet hat. Ich grüße die Mitglieder des nationalen Präsidiums und des Exekutiv Ausschusses der »Bewegung für das Leben«, die Vorsitzenden der Hilfszentren für das Leben

und die Verantwortlichen der verschiedenen Dienste, des Projektes »Gemma«, des »Grünen Telefons«, von »SOS Leben« und des »Roten Telefons«. Außerdem grüße ich die Vertreter der »Vereinigung Papst Johannes XXIII.« und einiger europäischer Bewegungen für das Leben. Durch euch, die ihr hier anwesend seid, gehen meine liebevollen Gedanken zu denjenigen, die, auch wenn sie nicht persönlich dabei sein können, doch geistig mit uns vereint sind. Ich denke besonders an die vielen freiwilligen Mitarbeiter, die das hohe Ideal der Förderung und Verteidigung des menschlichen Lebens von seiner Empfängnis an selbstlos und großzügig mit euch teilen.

Euer Besuch findet dreißig Jahre nach der gesetzlichen Freigabe der Abtreibung in Italien statt, und es ist eure Absicht, ein tiefgehendes Nachdenken über die menschlichen und sozialen Auswirkungen anzuregen, die das Gesetz in der zivilen und christlichen Gemeinschaft in diesem Zeitraum hervorgerufen hat. Wenn man auf die letzten drei Jahrzehnte zurückblickt und die heutige Situation betrachtet, muß man erkennen, daß es heute praktisch schwieriger geworden ist, das menschliche Leben zu schützen, weil eine Mentalität einer allmählichen Herabsetzung seines Wertes entstanden ist, die diesen Wert dem Urteil des einzelnen anheimstellt. Als Folge daraus schwindet die Achtung vor der menschlichen Person selbst, also vor dem Wert, der jedem zivilen Zusammenleben zugrunde liegt, unabhängig vom Glauben, zu dem sich der einzelne bekennt.

Gewiß sind die Gründe, die zu schmerzlichen Entscheidungen wie der Abtreibung führen, vielfältig und komplex. Wenn die Kirche einerseits, getreu dem Gebot ihres Herrn, unermüdlich wiederholt, daß der unantastbare Wert der Existenz jedes Menschen seine Wurzeln im Plan des Schöpfers hat, so ermutigt sie andererseits dazu, jede Initiative zur Unterstützung der Frauen und Familien zu fördern, um Bedingungen zu schaffen, die für die Aufnahme des Lebens günstig sind, und zum Schutz der Institution der Familie, die auf der Ehe zwischen einem Mann und einer Frau gründet. Die Zulassung der Schwangerschaftsunterbrechung hat nicht nur die Probleme, die vielen Frauen und zahlreichen Familien Leid bereiten, nicht gelöst, sondern sie hat in unseren ohnehin schon von tiefen Leiden heimgesuchten Gesellschaften eine weitere Wunde aufgerissen.

In diesen Jahren ist – nicht nur von seiten der Kirche – wahrlich viel unternommen worden, um den Bedürfnissen und Schwierigkeiten der Familien entgegenzukommen. Wir können jedoch nicht verhehlen, daß nach wie vor verschiedene Probleme der heutigen Gesellschaft schwer zusetzen, weil viele junge Menschen durch ihre widrigen Lebensbedingungen daran gehindert werden, ihrem Wunsch nach Heirat und Gründung einer Familie nachzukommen. Das Fehlen eines sicheren Arbeitsplatzes; Gesetzgebungen, die hinsichtlich des Schutzes der Mutterschaft Mängel aufweisen; die bisher nicht mögliche Sicherstellung eines angemessenen Unterhalts für die Kinder – das sind einige der Hindernisse, die das Bedürfnis nach fruchtbarer Liebe zu ersticken scheinen, während sie ein wachsendes Mißtrauen in die Zukunft aufkommen lassen. Darum müssen die Anstrengungen vereint werden, damit die verschiedenen

Institutionen die Verteidigung des menschlichen Lebens und die vorrangige Aufmerksamkeit für die Familie, in deren Geborgenheit das Leben entsteht und sich entwickelt, wieder ins Zentrum ihrer Tätigkeit rücken. Der Familie muß mit allen gesetzlichen Mitteln geholfen werden, ihre Gründung und ihr erzieherisches Wirken unter den nicht einfachen heutigen sozialen Rahmenbedingungen zu erleichtern.

In diesem Kernbereich der Gesellschaft bleibt es für die Christen ein dringendes und unverzichtbares Einsatzgebiet des Apostolats und des evangeliumsgemäßen Zeugnisses, das Leben in allen seinen Phasen mutig und mit Liebe zu schützen. Darum, liebe Brüder und Schwestern, bitte ich den Herrn, eure Tätigkeit zu segnen, die ihr als »Hilfszentrum für das Leben« und als »Bewegung für das Leben« vollbringt, um auch im Fall von schwierigen Schwangerschaften die Abtreibung zu verhindern, während ihr gleichzeitig auf der Ebene der Erziehung, der Kultur und der politischen Auseinandersetzung tätig seid. Es muß konkret bezeugt werden, daß die Achtung vor dem Leben die erste Gerechtigkeit ist, die es anzuwenden gilt. Für jeden, der das Geschenk des Glaubens besitzt, wird das zu einem unabdingbaren Imperativ, weil der Anhänger Christi aufgerufen ist, zunehmend »Prophet« einer Wahrheit zu sein, die niemals ausgelöscht werden kann: Gott allein ist Herr des Lebens. Jeder Mensch wird von ihm erkannt und geliebt, gewollt und geführt. Hier allein – in der Tatsache, daß jeder Mensch den einzigen Plan Gottes verwirklicht, daß ein jeder von demselben Schöpfungsgedanken Gottes herrührt – besteht die tiefste und große Einheit der Menschheit. Man begreift also, warum es in der Bibel heißt: Wer den Menschen entweicht, entweicht das Eigentum Gottes (vgl. Gen 9,5).

In diesem Jahr wird der 60. Jahrestag der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte begangen. Ihr Verdienst war es, unterschiedlichen Kulturen, rechtlichen Ausdrucksformen und institutionellen Modellen zu ermöglichen, nach einem Grundkern von Werten und damit von Rechten zu streben. Wie ich kürzlich bei meinem Besuch bei der UNO den Mitgliedern der Vereinten Nationen in Erinnerung rief, müssen »die Menschenrechte als Ausdruck der Gerechtigkeit respektiert werden und nicht lediglich deshalb, weil sie aufgrund des Willens der Gesetzgeber durchsetzbar sind. Die Förderung der Menschenrechte bleibt daher die wirkungsvollste Strategie, um Ungleichheiten zwischen Ländern und sozialen Gruppen zu beseitigen, wie auch um die Sicherheit zu erhöhen«. Darum ist auch euer Einsatz im politischen Raum als Hilfe und Ansporn für die Institutionen äußerst lobenswert, damit dem Wort »Menschenwürde« volle Anerkennung widerfährt. Eure Initiative im Petitionsausschuß des Europäischen Parlaments – darin bekräftigt ihr die Grundwerte des Rechts auf Leben von der Empfängnis an, auf eine auf die Ehe zwischen einem Mann und einer Frau gegründeten Familie, des Rechts jedes empfangenen Menschen darauf, in einer Familie von Eltern geboren und erzogen zu werden – bestätigt weiter den soliden Charakter eures Engagements und die volle Gemeinschaft mit dem Lehramt der Kirche, das von jeher diese Werte als »nicht verhandelbar« verkündet und verteidigt.

Liebe Brüder und Schwestern, bei eurer Begegnung am 22. Mai 1998 mit Johannes Paul II. ermutigte er euch, in eurem Einsatz der Liebe und Verteidigung des menschlichen Lebens nicht nachzulassen, und erinnerte daran, daß durch euch viele Kinder die Freude über das unschätzbare Geschenk des Lebens erfahren konnten. Zehn Jahre danach danke nun ich euch für den Dienst, den ihr der Kirche und der Gesellschaft erwiesen habt. Wie viele Menschenleben habt ihr vor dem Tod gerettet! Setzt diesen Weg fort und habt keine Angst, damit das Lächeln des Lebens auf den Lippen aller Kinder und ihrer Mütter triumphiere. Ich vertraue jeden und jede von euch und die vielen Menschen, denen ihr in den Hilfszentren begegnet, dem mütterlichen Schutz der Jungfrau Maria, Königin der Familie, an, und während ich euch mein Gedenken im Gebet zusichere, segne ich von Herzen euch und alle, die den Bewegungen für das Leben in Italien, in Europa und in der Welt angehören.

* * *

Sich versammeln, gemeinsam gehen und anbeten:

Benedikt XVI. erklärt Fronleichnam

Eucharistische Anbetung, „das wirksamste und radikalste Heilmittel gegen die Götzendienste von gestern und heute“

ROM, 22. Mai 2008 - Liebe Brüder und Schwestern!

Nach jener bedeutungsvollen Zeit des Kirchenjahres, die mit Ostern als Mittelpunkt die Zeitspanne von drei Monaten umfaßt – zuerst die vierzigstägige Fastenzeit, dann die fünfzig Tage Osterzeit –, läßt uns die Liturgie drei Hochfeste feiern, die eher »synthetischen« Charakter haben: den Dreifaltigkeitssonntag, dann das Fronleichnamfest und schließlich das Hochfest vom Heiligsten Herzen Jesu. Was ist die eigentliche Bedeutung des heutigen Festes des Leibes und Blutes Christi? Das sagt uns die Feier selbst, die wir hier gerade begehen, im Vollzug ihrer grundlegenden Gesten: Zuerst haben wir uns um den Altar des Herrn versammelt, um gemeinsam in seiner Gegenwart zu verweilen; als zweites wird die Prozession stattfinden, also das Gehen mit dem Herrn; und schließlich das Niederknien vor dem Herrn, die Anbetung, die schon in der Messe beginnt und die ganze Prozession begleitet, ihren Höhepunkt aber im abschließenden eucharistischen Segen findet, wenn wir alle niederknien werden vor ihm, der sich zu uns herabbeugt und sein Leben für uns hingegeben hat. Verweilen wir kurz bei diesen drei Haltungen, damit sie tatsächlich Ausdruck unseres Glaubens und unseres Lebens sind.

Der erste Akt ist also das Sich-Versammeln in der Gegenwart des Herrn. Es ist das, was man in früheren Zeiten »statio« nannte. Stellen wir uns für einen Augenblick vor, daß es in ganz Rom nur diesen einzigen Altar gebe und daß alle Christen der Stadt eingeladen seien, sich hier zu versammeln, um den gestorbenen und auferstandenen Heiland zu feiern. Das gibt uns eine Vorstellung davon, was in den Anfangszeiten in Rom und in anderen Städten, wohin die Botschaft des Evangeliums gelangte, die Eucharistiefeyer gewesen ist: In jeder Ortskirche gab es nur einen Bischof, und um ihn, um die von ihm gefeierte Eucharistie schloß sich die Gemeinde zusammen, eine einzige Gemeinde, weil es ein gesegneter Kelch und ein gebrochenes Brot war, wie wir in der zweiten Lesung aus den Worten des Apostels Paulus gehört haben (vgl. 1 Kor 10,16–17). Da fällt einem

jenes andere berühmte Wort des Paulus ein: »Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid »einer« in Christus Jesus« (Gal 3,28). »Ihr alle seid einer!« In diesen Worten vernimmt man die Wahrheit und Kraft der christlichen Revolution, der tiefsten Revolution der Menschheitsgeschichte, die eben um die Eucharistie herum erfahrbar wird: Hier versammeln sich in der Gegenwart des Herrn Menschen unterschiedlichen Alters, Geschlechts, sozialen Standes und unterschiedlicher politischer Auffassungen. Die Eucharistie kann niemals etwas rein Privates sein oder für Menschen vorbehalten, die aus gefühlsmäßiger Nähe oder Freundschaft zueinandergefunden haben. Die Eucharistie ist ein öffentlicher Kult, der nichts Esoterisches oder Exklusives an sich hat. Auch wir hier haben uns heute abend nicht ausgesucht, mit wem wir zusammentreffen wollen, wir sind gekommen und stehen miteinander hier, zusammengeführt durch den Glauben und gerufen, durch das Teilen des einen Brotes, das Christus ist, zu einem einzigen Leib zu werden. Ungeachtet unserer Verschiedenheit hinsichtlich Nationalität, Beruf, sozialem Stand und politischen Auffassungen öffnen wir uns füreinander, um von Christus her eins zu werden. Das war von Anfang an ein Wesensmerkmal des Christentums, das in der und um die Eucharistie sichtbar verwirklicht wurde. Und es gilt, stets wachsam zu sein, daß die immer wieder auftauchenden Versuchungen zum Partikularismus, auch wenn sie in guter Absicht erfolgen, nicht tatsächlich in eine gegensätzliche Richtung gehen. Darum erinnert uns das Fronleichnamfest vor allem daran, daß Christsein heißt, sich, von überallher kommend, zu versammeln, um in der Gegenwart des einzigen Herrn zu bleiben und mit ihm und in ihm eins zu werden.

Die zweite grundlegende Wahrnehmung ist das Gehen mit dem Herrn. Zum Ausdruck gebracht wird es durch die Prozession, die wir nach der heiligen Messe gleichsam als deren natürliche Verlängerung gemeinsam erleben werden, wenn wir uns hinter dem, der der Weg ist, in Bewegung setzen. Durch seine Selbsthingabe in der Eucharistie befreit uns der Herr Jesus von unseren »Lähmungen«, er läßt uns wieder aufstehen und uns »vorwärtsgehen«, das heißt, er läßt uns einen Schritt voran tun und dann noch einen Schritt und bringt uns durch die Kraft dieses Brotes des Lebens auf den richtigen Weg. Wie es dem Propheten Elija erging, der aus Furcht vor seinen Feinden in die Wüste geflüchtet war und nun entschlossen war zu sterben (vgl. 1 Kön 19,1–4). Doch Gott weckte ihn aus dem Schlaf und sorgte dafür, daß er ein frisch gebackenes Brot neben sich fand. Er sagte zu ihm: »Steh auf und iß! Sonst ist der Weg zu weit für dich« (1 Kön 19,5.7). Die Fronleichnamsprozession lehrt uns, daß uns die Eucharistie von jeder Niedergeschlagenheit und Verzagtheit befreien und uns wieder aufrichten will, damit wir mit der Kraft, die uns Gott durch Jesus Christus schenkt, den Weg von neuem aufnehmen können. Das ist die Erfahrung des Volkes Israel beim Auszug aus Ägypten, der langen Wanderung durch die Wüste, von der in der ersten Lesung die Rede war. Eine für Israel grundlegende Erfahrung, die sich aber als beispielhaft für die ganze Menschheit erweist. Die Feststellung, daß »der Mensch nicht nur von Brot lebt, sondern von allem, was der Mund des Herrn spricht« (Dtn 8,3), ist in der Tat eine universale Aussage, die sich auf jeden Menschen als Menschen bezieht.

Jeder kann seinen Weg finden, wenn er dem begegnet, der Wort und Brot des Lebens ist, und sich von seiner freundschaftlichen Gegenwart leiten läßt. Wie könnten wir ohne den »Gott-mit-uns«, den nahen Gott, die Pilgerreise des Daseins, sowohl als einzelne als auch als Gesellschaft und Völkerfamilie durchhalten? Die Eucharistie ist das Sakrament Gottes, der uns auf dem Weg nicht allein läßt, sondern sich an unsere Seite stellt und uns die Richtung weist. Es genügt nämlich nicht voranzuschreiten; man muß wissen, wohin man geht! Der »Fortschritt« reicht nicht aus, wenn es keine Bezugskriterien gibt. Ja, wenn man vom Weg abkommt, läuft man Gefahr, in einen Abgrund zu stürzen oder sich jedenfalls sehr schnell vom Ziel zu entfernen. Gott hat uns als freie Wesen geschaffen, uns aber nicht alleine gelassen: Er hat sich selbst zum »Weg« gemacht und ist gekommen, um mit uns zu gehen, damit unsere Freiheit auch das Kriterium erhält, um den richtigen Weg zu erkennen und ihn auch einzuschlagen.

An dieser Stelle muß man an den Beginn des »Dekalogs«, der Zehn Gebote, denken, wo geschrieben steht: »Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus. Du sollst neben mir keine anderen Götter haben« (Ex 20,2–3). Hier finden wir den Sinn des dritten Grundelements von Fronleichnam: sich in Anbetung vor dem Herrn niederknien. Den Gott Jesu Christi anzubeten, der sich aus Liebe zum gebrochenen Brot gemacht hat, ist das wirksamste und radikalste Heilmittel gegen die Götzendienste von gestern und heute. Das Niederknien vor der Eucharistie ist Bekenntnis der Freiheit: Wer sich vor Jesus niederkniet, kann und darf sich vor keiner noch so starken irdischen Macht niederwerfen. Wir Christen knien nur vor dem Allerheiligsten Sakrament, weil wir wissen und glauben, daß in ihm der einzige wahre Gott gegenwärtig ist, der die Welt geschaffen und so sehr geliebt hat, daß er seinen einzigen Sohn hingab (vgl. Joh 3,16). Wir beugen uns vor einem Gott, der sich zuerst zum Menschen herabbeugt hat, als barmherziger Samariter, um ihm zu helfen und ihm das Leben wiederzugeben, und der vor uns niederkniete, um uns die schmutzigen Füße zu waschen. Den Leib Christi anzubeten, heißt glauben, daß in jenem Stück Brot wirklich Christus ist, der dem Leben wahren Sinn gibt – dem unendlichen Universum ebenso wie dem kleinsten Geschöpf, der ganzen Menschheitsgeschichte wie dem kürzesten Leben. Die Anbetung ist Gebet, das die eucharistische Feier und Gemeinschaft verlängert und von dem sich die Seele weiter nährt: Sie nährt sich von Liebe, Wahrheit, Frieden; sie nährt sich von Hoffnung, weil derjenige, vor dem wir uns niederwerfen, uns nicht richtet, uns nicht zerbricht, sondern uns befreit und verwandelt.

Das Sich-Versammeln, das gemeinsame Gehen, das Anbeten erfüllt uns daher mit Freude. Während wir uns die Gebetshaltung Mariens zu eigen machen, derer wir in diesem Monat Mai besonders gedenken, beten wir für uns und für alle; wir beten für jeden Menschen, der auf dieser Erde lebt, damit er dich, Vater, und den, den du gesandt hast, Jesus Christus, erkennen und so das Leben in Fülle haben kann. Amen.

* * *

Gute Bildung und tiefer Glaube, Voraussetzungen für den Dialog mit anderen Religionen

Benedikt XVI. empfängt Mitglieder der Vollversammlung des Päpstlichen Rates für den Interreligiösen Dialog

ROM, 7. Juni 2008 - In seiner Ansprache vor den Mitgliedern des Rates betonte Benedikt XVI., dass der interreligiöse Dialog ein „Weg des Glaubens“ sein müsse. Daher sei es nötig, dass dieser Dialog auf einer festen Grundlage stattfindet und sich nicht nur in Begegnungen erschöpft. Entscheidend sei die Qualität des Dialogs, und dazu sei eine angemessene Bildung erforderlich, sowohl was den eigenen Glauben angeht als auch die religiöse Überzeugung des anderen. Ziel des Dialogs sei die Suche nach der Wahrheit durch Liebe und gegenseitigen Respekt.

Die ganze Tätigkeit der Kirche müsse von der Liebe durchdrungen sein, bekräftigte der Heilige Vater. Die Liebe lade jeden Gläubigen dazu ein, auf den anderen zu hören und Gebiete der Zusammenarbeit zu suchen. Allerdings erfordere die große Vermehrung der interreligiösen Begegnungen in der heutigen Zeit eine Unterscheidung: „Um wahr zu sein, muss dieser Dialog ein Weg des Glaubens sein“ und von gut ausgebildeten Menschen geführt werden.

Benedikt XVI. ging dann auf die Bemühung seiner Gäste ein, praktische Leitlinien für den Dialog mit den anderen Religionen zu erarbeiten. Der Papst regte in diesem Zusammenhang dazu an, Fortbildungskurse und Lernprogramme für den interreligiösen Dialog zu organisieren, die auch den verschiedenen christlichen Gruppen zugute kommen sollten.

Die interreligiöse Zusammenarbeit bietet für den Heiligen Vater die Möglichkeit, die höchsten Ideale jeder religiösen Tradition zum Ausdruck kommen zu lassen. Die Hilfe für die Kranken, die Unterstützung von Katastrophen- und Gewaltopfern, die Sorge um die alten und armen Menschen: Dies seien die Sektoren, in denen Menschen verschiedener Religion zusammenarbeiten könnten. Der Papst rief alle religiösen Menschen dazu auf, den Leidenden einer jeden Gesellschaft beizustehen.

* * *

Auf dem Weg zu einem neuen Humanismus: Benedikt XVI. fordert Stärkung des Philosophie-Studiums

Empfang für die Teilnehmer des VI. europäischen Symposions für Universitätsdozenten

ROM, 7. Juni 2008 - Vom 5. bis 8. Juni fand in Rom das VI. europäische Symposion der Universitätsdozenten statt. Die diesjährige Begegnung, an der 63 Vortragende und 250 Teilnehmer aus 26 Ländern teilnahmen, stand unter dem Thema: „Die Horizonte der Vernunft ausweiten. Perspektiven für die Philosophie“. In vier Arbeitsgruppen wurden das Verhältnis von Philosophie und Wissenschaft, Religion, Anthropologie und Gesellschaft in den Blick genommen. Die vom Büro für die Hochschuleseelsorge des Vikariats Rom in Zusammenarbeit mit den Institutionen der Region Latium, der Provinz und der Gemeinde Rom organisierte Tagung fand am Samstag mit einer besonderen Audienz im Apostolischen Palast bei Papst Benedikt XVI. ihren Höhepunkt.

Der Heilige Vater erinnerte die Philosophieprofessoren an die Ansprache, die er bei der Begegnung mit den Universitätsdozenten aus Europa am 23. Juni 2007 gehalten hatte. Benedikt XVI. hatte damals drei Anforderungen an die Philosophie gestellt: Zum einen müsse sie sich auf eine Untersuchung der Krise der Moderne konzentrieren, innerhalb derer ein Humanismus entstanden sei, der den Anspruch erhebe, ein „regnum hominis“ ohne erforderliche Rückbindung an eine ontologische Grundlage aufzubauen. Sodann hatte der Papst auf die Notwendigkeit verwiesen, für eine Ausweitung des Vernunftbegriffs zu arbeiten und irrationalen Versuchen zu widerstehen, die den Bereich der Vernunft einzuschränken wollten.

Aus den genannten Punkten hatte sich für Benedikt XVI. die spezifische Frage nach dem Beitrag des Christentums zum Humanismus der Zukunft ergeben. Diese Bemühung rufe die Kirche auf den Plan, insofern sie nach überzeugenden Wegen suchen müsse, um der heutigen Kultur den Realismus ihres Glaubens an das Heilswerk Christi zu verkünden. In diesem Sinn hatte der Heilige Vater bekräftigt: „Das Christentum darf nicht in die Welt des Mythos und der Gefühle verbannt werden, sondern es muss in seinem Anspruch respektiert werden, die Wahrheit über den Menschen ans Licht zu bringen und die Kraft zu besitzen, Männer und Frauen geistlich umzuwandeln, so dass sie ihrer Sendung in der Geschichte nachkommen können.“

Am Samstag lobte der Papst die Tatsache, dass das diesjährige Symposium an die Arbeiten des Vorjahres anschließen und diese weiterführe, um seine Gäste an den zehnten Jahrestag der Veröffentlichung der Enzyklika *Fides et ratio* von Johannes Paul II. zu erinnern. Bereits zu jener Gelegenheit hätten Dozenten für Philosophie der staatlichen und päpstlichen Universitäten Roms dem Papst mit einer Erklärung gedankt, in der die Dringlichkeit einer Stärkung des Philosophiestudiums hervorgehoben worden sei.

Die Krise der Moderne, die nicht gleichbedeutend mit dem Niedergang der Philosophie sei, gehört für Benedikt XVI. zu den vorrangigen Themen der philosophischen Auseinandersetzung. Es bedürfe neuer Perspektiven, bekräftigte er. Werde die Moderne richtig verstanden, so offenbare sie eine komplexe „anthropologische Frage“. Die Öffnung der Philosophie für die Religion sei ein wesentlicher Punkt für die Überwindung der Krise und das Heraustreten der philosophischen Reflexion aus der Selbstgenügsamkeit.

Benedikt XVI. erklärte, dass er von Beginn seines Pontifikats an den Akzent auf dieses Problem gelegt hat. Mehrere Male habe er auf das verwiesen, was er bereits 1968 geschrieben hatte: „Der christliche Glaube hat ... gegen die Götter der Religionen für den Gott der Philosophen, das heißt gegen den Mythos der Gewohnheit allein für die Wahrheit des Seins selbst optiert“ (J. Ratzinger, *Einführung in das Christentum*, München 1968, 6. Aufl. 2005, S. 131).

Das Christentum sei nicht nur eine informative, sondern eine „performative“ Botschaft, das heißt eine Botschaft, die eine

verwandelnde Kraft besitzt (vgl. *Spe salvi*, 2), und müsse in eine geschichtliche und konkrete Erfahrung eingesenkt werden, die den Menschen in der tiefsten Wahrheit seines Daseins erreiche. Der Papst rief zu einer „neuen Öffnung“ der Philosophie hin zur Wirklichkeit und zur Überwindung alter Vorurteile und Reduktionismen auf. Der Glaube sei verpflichtet, sich der historischen Dringlichkeit dieser Aufgabe anzunehmen.

„Der heute geforderte neue Dialog zwischen Glaube und Vernunft kann nicht in der Begrifflichkeit und in den Weisen geschehen, in denen er in der Vergangenheit erfolgte“, bekräftigte Papst Benedikt. Damit dieser Dialog nicht zu einer sterilen intellektuellen Übung verkomme, müsse er von der aktuellen konkreten Situation des Menschen ausgehen und darüber Überlegungen anstellen; Überlegungen, die deren ontologisch-metaphysische Wahrheit mit einbeziehe.

Zum Schluss seiner Ansprache rief der Papst die Verantwortlichen der akademischen Einrichtungen dazu auf, hochqualifizierte akademische Zentren zu fördern, in denen die Philosophie mit den anderen Disziplinen, insbesondere mit der Theologie, ins Gespräch kommen kann, um auf diese Weise „neue kulturelle Synthesen“ zur Orientierung der Gesellschaft zu begünstigen. Vor allem die katholischen Universitäten sollten ihre Bereitschaft zur Realisierung wahrer „Kulturlaboratorien“ sichtbar werden lassen.

* * *

„Christus ist der Arzt“: Benedikt XVI. betrachtet die Berufung des Matthäus

Angelus-Ansprache am zehnten Sonntag im Jahreskreis

ROM, 8. Juni 2008 - Liebe Brüder und Schwestern!

Im Mittelpunkt des Wortgottesdienstes dieses Sonntags steht ein Wort des Propheten Hosea, das Jesus im Evangelium wieder aufnimmt: „Liebe will ich, nicht Schlachtopfer, Gotteserkenntnis statt Brandopfer“ (Hos 6,6). Es ist dies ein Schlüsselwort; eines jener Worte, die in das Herz der Heiligen Schrift hineinführen. Der Zusammenhang, in dem sich Jesus dieses Wort zu Eigen macht, ist die Berufung des Matthäus, der ein „Zöllner“ ist, das heißt ein Steuereintreiber für die römische kaiserliche Autorität. Schon deshalb betrachten ihn die Juden als öffentlichen Sünder.

Nachdem Jesus Matthäus berufen hatte, als dieser gerade am Tisch des Zolls saß – diese Szene führt uns das sehr berühmte Gemälde des Caravaggio so anschaulich vor Augen –, begab er sich mit den Jüngern zu dessen Haus, und setzte sich zusammen mit anderen Zöllnern an den Tisch. Den fassungslosen Pharisäern sagte er: „Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken... Denn ich bin gekommen, um die Sünder zu rufen, nicht die Gerechten“ (Mt 9,12-13).

Der Evangelist Matthäus, der immer die Verbindung zwischen Altem und Neuem Testament im Auge hat, legt Jesus an diesem Punkt die Prophezeiung des Hosea in den Mund: „Darum lernst, was es heißt: Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer.“

Dieser Ausdruck des Propheten ist von so großer Bedeutung, dass der Herr ihn in einem anderen Kontext nochmals zitiert,

nämlich mit Blick auf die Einhaltung des Sabbats (vgl. Mt 12,1-8). Auch in diesem Fall übernimmt er die Verantwortung für die Auslegung des Gebots und offenbart sich so als der „Herr“ über die Institutionen des Gesetzes.

An die Pharisäer gewandt, fügt er hinzu: „Wenn ihr begriffen hättet, was das heißt: Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer, dann hättet ihr nicht Unschuldige verurteilt“ (Mt 12,7). In dieser Prophezeiung des Hosea hat sich also Jesus, das Mensch gewordene Wort, sozusagen ganz „wiedergefunden“; er hat sie sich mit seinem ganzen Herzblut angeeignet und durch sein Verhalten verwirklicht, und dafür nahm er es sogar in Kauf, die Führer seines Volkes zu verärgern. Durch die Evangelien ist dieses Wort Gottes, eine Synthese der gesamten christlichen Botschaft, auf uns überkommen: Die wahre Religion besteht in der Liebe zu Gott und dem Nächsten. Das ist es also, was dem Kult und dem Befolgen der Gebote ihren Wert gibt.

Wir wollen uns jetzt an die Jungfrau Maria wenden und auf ihre Fürsprache darum bitten, immer in der Freude der christlichen Erfahrung zu leben. Als Mutter der Barmherzigkeit erwecke die Gottesmutter in uns Gefühle kindlicher Hingabe an Gott, der unendliches Erbarmen ist. Sie helfe uns, dass das Gebet, das der heilige Augustinus in einem bekannten Abschnitt seiner „Bekenntnisse“ formuliert hat, unser aller Gebet werde: „Herr, erbarme dich meiner! Sieh, meine Wunden verberge ich nicht vor dir; du bist der Arzt, ich bin krank; du bist barmherzig, ich erbarmungswürdig... Meine ganze Hoffnung beruht allein auf deinem übergroßen Erbarmen“ (X, 28.39; 29.40).

* * *

Benedikt XVI. eröffnet den Kirchenkongress der Diözese Rom

Die christliche Hoffnung, Grundlage der Gesellschaft

ROM, 9. Juni 2008 - „Jesus ist auferstanden: Erziehung zur Hoffnung im Gebet, im Handeln und im Leiden“: Unter diesem Thema steht der diesjährige Kirchenkongress der Diözese Rom, den Papst Benedikt XVI. am Abend in der Lateranbasilika, der Mutter aller Kirchen der Stadt und des Weltkreises, feierlich eröffnet hat.

Die Priester, Diakone, Ordensleute, Vertreter der Bewegungen sowie die Gläubigen der Ewigen Stadt hatten die Kathedrale Roms dicht gefüllt, um den Anregungen des Papstes für die dreitägigen Arbeiten des Kongresses folgen, während derer der Pastoralplan für das kommende Jahr ausgearbeitet wird.

Benedikt XVI. rief in seiner Ansprache die Römer dazu auf, jeden Tag zur Hoffnung zu erziehen, die im Leiden zur Reife gelangt. Die Erziehung ist für den Papst unter dem Gesichtspunkt der „theologischen“ Tugend zu sehen, die sich am Glauben und am Vertrauen in Gott nährt, der sich in Jesus Christus als wahrer Freund des Menschen offenbart hat. Dies solle das pastorale Ziel der Diözese für das kommende Jahr sein.

Die Hoffnung dessen, der an Gott glaubt, richte sich nicht nur nach dem ewigen Leben aus, sondern verwandle das alltägliche Dasein. Sie gebe den kleinen Hoffnungen einen Sinn, dies in einer Gesellschaft und in einer Kultur,

innerhalb derer es nicht leicht ist, im Zeichen der christlichen Hoffnung zu leben.

Der Papst wies auf den allgemein verbreiteten Eindruck hin, dass den neuen Generationen eine Zukunft der Unsicherheit und des prekären Lebens bevorsteht. Mangelndes Vertrauen, Enttäuschung und Resignation widersprechen jedoch der großen Hoffnung des Glaubens. „Unsere Zivilisation und unsere Kultur, die seit 2000 Jahren und dabei besonders hier in Rom Christus begegnet sind, wären ohne seine Gegenwart nicht erkennbar. Dennoch tendieren sie dazu, Gott auszuklammern, das persönliche und soziale Leben ohne ihn zu organisieren und der Meinung zu sein, dass von Gott nichts erkannt werden kann, oder gar seine Existenz zu leugnen“. Werde aber Gott beiseite gelassen, so würden alle kleinen und großen Hoffnungen auf einem Nichts basieren.

Um zur Hoffnung zu erziehen, ist es für den Bischof von Rom vor allem nötig, die Herzen, den Verstand und das ganze Leben für Gott zu öffnen.

Die Erziehung zur Hoffnung muss für den Papst durch die Erziehung zum Gebet erfolgen, das nie in Einsamkeit verrichtet wird. „Beten reinigt, befreit von den geheimen Lügen, öffnet für Gott und den Nächsten“, so Benedikt XVI.

Der Heilige Vater forderte sodann eine gemeinsame Anstrengung, um den Übeln und Problemen der Stadt Rom zu begegnen. Dazu bedürfe es der Erziehung und der Bildung der Person. Gleichermäßen erforderlich sei ein Geist der Zusammenarbeit, um den konkreten Problemen dessen entgegenzutreten, der mit ihnen lebt.

Benedikt XVI. erklärte, dass vor allem eine Kultur und eine soziale Organisation gefördert werden sollen, die familienfreundlich und für das Leben offen sind. Darüberhinaus solle es zu einer Aufwertung der alten Menschen kommen, die einen großen Teil der römischen Bevölkerung ausmachen. „Wir werden dafür arbeiten“, so der Papst, „um eine Antwort auf jene Grundbedürfnisse zu geben, die in der Arbeit und in der Wohnung bestehen“. Die gelte besonders für die jungen Menschen.

Die Katholiken würden dazu beitragen, damit die Stadt sicherer und lebbarer wird. Damit verbunden werde sich die römische Kirche dafür einsetzen, dass die Stadt für alle Menschen offen ist, besonders für die Armen. Gerade auch die Immigranten, die nach Rom kommen, um einen Lebensraum in Achtung der Gesetze zu finden, dürften aus diesem Prozess nicht ausgeschlossen werden.

Demut, großes Vertrauen, Hartnäckigkeit und Mut: dies seien die auszeichnenden Elemente dessen, der seine Hoffnung vor allem in Gott legt. Der Gläubige wisse, dass sein Leben und Wirken nie fruchtlos und sinnlos sind, dass sie in der unzerstörbaren Macht der Liebe Gottes geborgen sind.

So wird es für Benedikt XVI. verstehbar, dass die christliche Hoffnung auch im Leiden lebt und durch dieses erzogen und gestärkt wird. Da das Leiden nicht aus der Welt eliminiert werden kann, erklärte der Papst, erkläre die große christliche Wahrheit, wie der Mensch nicht durch Flucht, sondern durch

die Annahme des Schmerzens und die Reifung in ihm geheilt werde, indem dessen Sinn durch die Einheit mit Christus gefunden wird.

Der Grad an Menschlichkeit bemesse sich nach der Fähigkeit, auf den Schmerz des anderen Bezug zu nehmen. Der Verdienst des Glaubens bestehe gerade darin, im Menschen die Fähigkeit erweckt zu haben, auch im eigenen Inneren das Leiden des Anderen zu teilen.

Das Wachstum in der Hoffnung geschieht für den Heiligen Vater auch durch die konkrete Hilfe und die Nähe beim Leidenden. Die Hoffnung der Gläubigen dürfe nicht bei der irdischen Welt haltmachen. Sie müsse sich nach der vollen und ewigen Gemeinschaft mit dem Herrn ausrichten.

* * *

Der heilige Kolumban und die christlichen Wurzeln Europas

„Haben wir keine Furcht, für den Glauben einzustehen“

ROM, 11. Juni 2008 - Liebe Brüder und Schwestern!

Heute möchte ich über den heiligen Abt Kolumban sprechen, den bekanntesten Irländer des Mittelalters. Aus gutem Grund kann er „europäischer“ Heiliger genannt werden, da er als Mönch, Missionar und Schriftsteller in verschiedenen Ländern Westeuropas gearbeitet hat. Zusammen mit den Irländern seiner Zeit war er sich der kulturellen Einheit Europas bewusst. In einem seiner Briefe, der um das Jahr 600 verfasst wurde und an Papst Gregor den Großen gerichtet ist, findet sich zum ersten Mal der Ausdruck „totius Europae – von ganz Europa“, der auf die Gegenwart der Kirche auf diesem Kontinent Bezug nimmt (vgl. Epistula I,1).

Kolumban wurde um das Jahr 543 in der Provinz Leinster im Südwesten Irlands geboren. Nach der häuslichen Erziehung durch sehr gute Lehrmeister, die ihn zum Studium der „artes liberales“ (der freien Künste) führten, vertraute er sich dann der Führung des Abtes der Gemeinschaft von Cluain-Inis im nordirischen Sinell an, wo er seine Studien der Heiligen Schrift vervollkommen konnte. Im Alter von ungefähr zwanzig Jahren trat er in das Kloster von Bangor im Nordosten der Insel ein, wo Comgall Abt war, ein ob seiner Tugend und seiner asketischen Strenge wohl bekannter Mönch. In vollem Einklang mit seinem Abt unterzog sich Kolumban eifrig der strengen Disziplin des Klosters und führte ein Leben des Gebetes, der Askese und des Studiums. Dort wurde er auch zum Priester geweiht. Das Leben in Bangor und das Vorbild des Abtes beeinflussten die Auffassung vom Mönchtum, die in Kolumban mit der Zeit heranreifte und die er dann im Lauf seines Lebens verbreitete.

Im Alter von ungefähr fünfzig Jahren folgte Kolumban dem typisch irischen asketischen Ideal der „peregrinatio pro Christo“, das heißt der „Wanderschaft für Christus“, und so verließ er die Insel, um mit zwölf Gefährten auf dem europäischen Kontinent ein Missionswerk in Angriff zu nehmen. Wir müssen uns nämlich daran erinnern, dass die Völkerwanderung von Nord nach Ost ganze Regionen, die bereits für Christus gewonnen waren, ins Heidentum zurückfallen ließ. Um das Jahr 590 erreichte diese kleine

Gruppe von Missionaren die bretonische Küste. Als sie vom König der Franken von Austrasien (dem heutigen Frankreich) mit Wohlwollen aufgenommen wurden, baten sie nur um einen unbestellten Landstrich. Sie erhielten die alte römische Festung von Annegray, die völlig zerfallen, verlassen und von einem Wald überwachsen war. Da sie an ein Leben äußerster Entsagung gewohnt waren, gelang es den Mönchen innerhalb weniger Monate, auf den Ruinen eine erste Einsiedelei zu errichten. So begann ihre Tätigkeit der Neuevangelisierung vor allem durch das Lebenszeugnis.

Mit der neuen Bestellung der Erde nahmen sie auch eine neue Bestellung der Seelen auf. Der Ruhm dieser ausländischen Ordensmänner, die vom Gebet und in großer Strenge lebten, Häuser bauten und den Boden umackerten, verbreitete sich schnell und zog Pilger und Büsser an. Vor allem viele junge Männer baten darum, in die monastische Gemeinschaft aufgenommen zu werden, um zusammen mit ihnen dieses beispielhafte Leben zu führen, das die Pflege des Bodens und der Seelen erneuerte.

Schon bald wurde die Gründung eines zweiten Klosters notwendig. Es wurde im Abstand von wenigen Kilometern errichtet, auf den Ruinen einer alten Thermalstadt: Luxeuil. Das Kloster sollte dann auf dem europäischen Kontinent zum Mittelpunkt der monastischen und missionarischen Ausstrahlung irischer Tradition werden. Ein drittes Kloster wurde in Fontaine erbaut, eine Wegstunde Richtung Norden.

In Luxeuil lebte Kolumban fast zwanzig Jahre. Dort schrieb der Heilige für seine Gefolgsleute die „Regula monachorum“, die eine gewisse Zeit in Europa verbreiteter war als die Regel des heiligen Benedikt und die das vollkommene Bild des Mönchs umriss. Es handelt sich um die einzige irische monastische Regel, die wir heute besitzen. Als Ergänzung arbeitete er die „Regula coenobialis“ aus, eine Art Strafgesetzbuch für die Vergehen der Mönche mit für die moderne Empfindsamkeit ziemlich überraschenden Strafen, die nur aus der Mentalität der damaligen Zeit und des damaligen Umfelds heraus erklärbar sind. Mit einem weiteren berühmten Werk, das den Titel „De poenitentiarum misura taxanda“ trägt und in Luxeuil verfasst wurde, führte Kolumban auf dem Kontinent die Beichte sowie die private und wiederholte Buße ein. Sie wurde aufgrund des Verhältnisses zwischen der Schwere der Sünde und der Buße, die vom Beichtvater auferlegt wurde, „taxierte“ Buße genannt.

Diese Neuerungen erregten das Misstrauen der Bischöfe der Region; ein Misstrauen, das sich in Feindseligkeit wandelte, als Kolumban den Mut hatte, sie aufgrund der Sitten von einigen von ihnen offen zu tadeln. Die Gelegenheit dazu, dass der Gegensatz offenkundig wurde, ergab sich aus der Diskussion um das Datum des Osterfestes: Irland folgte nämlich der orientalischen Tradition, die von der römischen Tradition verschieden war.

Der irländische Mönch wurde 603 nach Châlon-sur-Saône berufen, um vor einer Synode über seine Gewohnheiten hinsichtlich der Buße und des Osterfestes Rechenschaft abzulegen. Statt sich vor der Synode zu präsentieren, schickte er einen Brief, in dem er die Frage herunterspielte und die Synodenväter dazu aufforderte, nicht nur über die

Frage des Datums des Osterfestes zu beraten – ein seiner Ansicht nach geringfügiges Problem –, „sondern auch über alle normativen kanonischen Notwendigkeiten, die von vielen – was bedeutend schwerwiegender ist – missachtet werden“ (vgl. Epistula II,1). Gleichzeitig schrieb er an Papst Bonifatius IV. – einige Jahre zuvor hatte er sich bereits an Papst Gregor den Großen gewandt (vgl. Epistula I) –, um die irische Tradition zu verteidigen (vgl. Epistula III).

Unnachgiebig, wie er in jeder moralischen Fragestellung war, geriet Kolumban dann auch mit dem Königshaus ins Gehege, da er König Theuderich wegen seiner ehebrecherischen Beziehungen streng gemäßregelt hatte. Aus all dem entstand ein Netz von Intrigen und Manövern persönlicher, religiöser und politischer Natur, das im Jahr 610 in einem Ausweisungsdekret für Kolumban und alle Mönche irischer Abstammung aus Luxeuil gipfelte, die zu einer definitiven Verbannung verurteilt wurden. Sie wurden bis zum Meer eskortiert und auf Kosten des Hofes nach Irland eingeschifft.

Das Schiff strandete allerdings bereits in geringer Entfernung vom Strand: Der Schiffsführer erkannte darin ein Zeichen des Himmels und verzichtete auf das Unternehmen. Aus Angst, von Gott verflucht zu werden, brachte er die Mönche auf das Festland zurück.

Statt nach Luxeuil zurückzukehren, beschossen sie, ein neues Werk der Evangelisierung zu beginnen. Sie schifften sich auf dem Rhein ein und reisten flussaufwärts. Nach einer ersten Etappe, die sie nach Tuggen am Zürichsee brachte, begaben sie sich in die Gegend von Bregenz am Bodensee, um die Alemannen zu evangelisieren.

Aufgrund der politischen Umstände, die seinem Werk wenig gewogen waren, beschloss Kolumban jedoch wenig später, zusammen mit dem Großteil seiner Jünger die Alpen zu überqueren. Es blieb nur ein Mönch namens Gallus zurück. Aus seiner Einsiedelei sollte später die berühmte Abtei von Sankt Gallen in der Schweiz werden.

Nach seiner Ankunft in Italien fand Kolumban beim Königshof der Langobarden wohlwollende Aufnahme, er musste jedoch sofort ansehnlichen Schwierigkeiten entgegentreten: Das Leben der Kirche war aufgrund der bei den Langobarden noch vorherrschenden arianischen Irrlehre sowie durch ein Schisma „zerrissen“, das den Großteil der Kirchen Norditaliens von der Gemeinschaft mit dem Bischof von Rom getrennt hatte. Kolumban schaltete sich maßgeblich ein und schrieb ein kleines Buch gegen den Arianismus und einen Brief an Bonifatius IV., um ihn zu überzeugen, einige entschlossene Schritte zur Wiederherstellung der Einheit zu unternehmen (vgl. Epistula V). Nachdem ihm der König der Langobarden 612 oder 613 ein Grundstück in Bobbio im Tal der Trebbia zugewiesen hatte, gründete Kolumban ein neues Kloster, das dann zu einem Kulturzentrum werden sollte, das mit jenem berühmten von Montecassino vergleichbar ist. Dort kam er ans Ende seiner Tage: Er starb am 23. November 615, und an diesem Datum wird seiner im Römischen Ritus bis heute gedacht.

Die Botschaft des heiligen Kolumban konzentriert sich in einem standhaften Aufruf zur Umkehr und zum Abstand von den irdischen Gütern im Ausblick auf das ewige Erbe. Mit seinem asketischen Leben und seinem kompromisslosen Verhalten gegenüber der Korruption der Mächtigen erinnert er an die Gestalt des heiligen Johannes des Täufers. Nichtsdestoweniger ist seine Strenge nie Ziel an sich, sondern immer nur das Mittel, um sich in Freiheit der Liebe Gottes zu öffnen, mit seinem ganzen Sein den von ihm empfangenen Gaben zu entsprechen und so das Bild Gottes in sich selbst neu zu errichten und dabei gleichzeitig den Boden umzuackern und die menschliche Gesellschaft zu erneuern.

Ich zitiere aus seinen „Instructiones“: „Wenn der Mensch in rechter Weise von jenen Fähigkeiten Gebrauch macht, die Gott seiner Seele zugestanden hat, dann wird er Gott ähnlich sein. Gedenken wir dessen, dass wir all jene Gaben zurückerstatten müssen, die er in uns gelegt hat, als wir uns im ursprünglichen Zustand befanden. Dazu hat er uns die Weise mit seinem Geboten gelehrt. Das erste von ihnen ist, den Herrn aus ganzem Herzen zu lieben, da er uns als erster geliebt hat, vom Anfang der Zeiten an, von bevor wir ans Licht dieser Welt gekommen sind“ (vgl. Instr. XI).

Diese Worte verkörperte der irische Heilige in seinem Leben. Er war ein Mann von großer Kultur – er schrieb auch Gedichte in lateinischer Sprache und ein Grammatikbuch –, und er erwies sich als reich an Gnadengaben. Er war ein unermüdlicher Erbauer von Klöstern, ebenso ein unnachgiebiger Bußprediger, wobei er all seine Kraft aufgewendet hat, um die christlichen Wurzeln des entstehenden Europas zu stärken. Mit seiner geistlichen Kraft, seinem Glauben, seiner Liebe zu Gott und zum Nächsten wurde er wirklich zu einem der Väter Europas: Er zeigt auch uns heute, wo die Wurzeln liegen, aus denen dieses unser Europa zu neuer Blüte kommen kann.